

Weltreligionen in Deutschland -
Verachtung, Verschmelzung, neues Miteinander

Klaus Mertes SJ (Berlin)

I

Ich möchte zuerst von meinen eigenen Erfahrungen sprechen. Denn die Weltreligionen begegnen mir hier in Berlin in den Menschen. Die Geschichten, die ich zu erzählen habe, sind von ungleicher Länge. Und sie sind unübersichtlich angeordnet. Im zweiten Teil der Überlegungen werden sie gedeutet.

1

„Kim“ war ein bemerkenswerter Schüler. Das erste Mal erlebte ich ihn, als mich ein Englisch-Lehrer unserer Schule in seinen Leistungskurs bat. Ich sollte dort über das Selbstverständnis der Juden sprechen, nachdem der Kurs einen amerikanisch-jüdischen Roman gelesen hatte. Der Kurs debattierte interessiert und lebendig. Nur Kim saß an der Seite und starrte mich mit unbeweglichem Gesicht an. Starrte er mich an - oder schaute er nur in die Ferne? Ich konnte das nicht einschätzen. Sein rundes, ebenmäßiges Gesicht war wie eine Maske. Außer in den Augen konnte ich kein Leben entdecken, höchstens gelegentlich ein Lächeln, eine heruntergezogene Lippe - spöttisch, verächtlich? In den Augen flackerte so etwas wie Haß. Kim verunsicherte mich. Nur einmal meldete er sich zu Wort. Ich erinnere mich zwar nicht an seine Worte, aber ich weiß noch, daß er mit zwei Sätzen den Anspruch der „Auserwählung Israels“ angriff - scharf, böse, mit antisemitischem Vokabular, als wollte er mich verletzen.

Ein Jahr später begegnete ich Kim wieder. Er hatte zusammen mit den koreanischen Schülerinnen und Schülern an unserer Schule einen koreanischen Abend vorbereitet. 400 Gäste wurden erwartet, darunter auch die Ausländerbeauftragte des Berliner Senates und Vertreter von Bnai Brith, der jüdischen Jugendorganisation. Kim hatte sich bei der Vorbereitung äußerlich zurückgehalten - er meinte, sich zurückhalten zu müssen, weil er bei der Schulleitung kein Vertrauen hatte und den Erfolg der Veranstaltung nicht durch das Hervorkehren seiner Person gefährden wollte. Allerdings hielt er die Fäden im Hintergrund in der Hand. Er war der führende Kopf des Unternehmens.

Kim kam zu mir, um mich um Hilfe zu bitten. Ein Interview, das er im "Tagesspiegel" zur Vorbereitung auf den Korea-Abend gegeben hatte, sorgte für Aufruhr. Man befürchtete nun an der Schule Aufsehen und Gefährdung der Sicherheit durch die hohe Publizität der Veranstaltung und drohte damit, sie abzublasen. Ich konnte Kim helfen und wurde dafür ausdrücklich zum Korea-Abend eingeladen. Dort hielt Kim vor voller Turnhalle seine Grundsatzrede, an der er lange Zeit gearbeitet hatte: seine innere Spannung als Koreaner in Deutschland, als halber Buddhist und halber Christ, sein Wunsch nach Identität und Zugehörigkeit - zu Deutschland, zu Korea.

Nach dem Abitur ging Kim nach Korea, um zu seinen Wurzeln zu finden. Anfangs schrieb er begeisterte Briefe über Korea, von denen mir seine Freunde berichteten. Doch dann wurde es still. Beinahe hatte ich ihn schon vergessen, als es eines abends an meiner Fensterscheibe klopfte. Ich öffnete. Kim war nach zwei Jahren aus Korea zurückgekehrt. Wir führten ein langes Gespräch bis tief in die Nacht. Kim bat mich, ihm Religionsunterricht zu geben; er habe in Korea entdeckt, daß er seine neun Jahre an unserer Schule nicht mehr abstreifen konnte, obwohl er es gewollt hatte; die Schule, die europäische und christliche Kultur, solange er hier war, habe er zeitenweise gehaßt; der Unterricht sei

meist wie ein unverständlicher Stummfilm an ihm vorübergegangen; trotzdem merke er jetzt, daß da etwas zu ihm gehöre, was er nun verstehen wolle. Die Bibel sei doch die Grundlage der europäischen Kultur - ob ich sie ihm erklären könne?

2

Ich lernte „Jim“ in Rußland kennen. Ich flog aus Berlin an, er aus einem kleinen Dörfchen in Wales. Wir waren beide - zusammen mit weiteren Referenten - von der "Moskauer Schule für politische Studien" zu Vorträgen vor jungen Duma-Abgeordneten und Regierungsbeamten eingeladen worden. Ich war mit einiger Vorfreude dorthin gefahren - und mit einiger Angst. Als Jesuit in Rußland. Einige Tage zuvor hatte der Bischof von Jekaterinenburg Bücher von drei orthodoxen Popen wegen deren positiver Neigung zur westlichen und katholischen Theologie öffentlich verbrennen lassen. Die Mitbrüder vor Ort spürten schon seit einiger Zeit die einschränkenden und einengenden Auswirkungen des neuen Religionsgesetzes. Würden die Seminarteilnehmer über mich herfallen, wenn sie merkten, daß ich nicht nur Katholik, sondern auch noch Jesuit bin? Wie würden "meine" Themen aufgenommen werden von einem Publikum, das von westlichen Referenten vornehmlich anderes lernen will - wie man kapitalistisch wirtschaftet, wie man Geldströme kontrolliert, wie man große Institutionen aufbaut?

Als Jim meine Referats-Themen im Programm las ("Religion und Politik, Kirche und Nation, Evangelium und Gerechtigkeit") kam er auf mich zu: „I understand myself as a Buddhist“. Vorher war Jim Leiter der britischen Atombehörde unter Margret Thatcher gewesen. Vor zwei Jahren hatte er sich wegen starker Zweifel am Sinn seiner Tätigkeit aus dem Berufsleben zurückgezogen. Nun betrieb er an abgelegenen Ort in Wales ein Seminar, das Managern therapeutisch hilft und zugleich ihre "leadership"-Qualitäten steigert. Jim hatte ein „spirituelles“ Konzept von „leadership“. Er wollte deutlich machen, daß „leadership“ ein eigenes Sinnkonzept haben müsse. „We know, how to produce, but we do not know, how to live.“ Spontan sei ihm der Buddhismus näher als das Christentum, weil dieser zuerst einmal eine Praxis und nicht eine Lehre vorstelle. Beim Christentum müsse er zu viele Begriffe „schlucken“, ein ganzes Lehrgebäude.

Jim war hellichtig. Er durchschaute das Hohle und Äußerliche des Betriebes um uns herum: junge Männer und Frauen mit Handys in der Tasche, immer beschäftigt, immer regierend, immer wichtig. Sein Mitleid mit ihnen äußerte sich sanft. Er bedauerte, daß sich die jungen, wichtigen Russen, die hier versammelt worden waren, so wenig auf die spirituellen Tiefen ihres Landes konzentrierten und statt dessen versuchten, den westlich-modernen Betrieb zu kopieren.

Am Ende der beiden Wochen hatten wir uns angefreundet. Jim verabschiedete sich von mir und dankte mir dafür, daß ich ihn an meiner „spirituellen Weisheit“ hatte teilnehmen lassen: „I learned from your wisdom.“ Die Formulierung beschämte mich.

3

In den Sommerferien machte ich Exerzitien in Berlin-Kreuzberg. Ich wohnte zusammen mit Mitbrüdern in einer für die Dauer der Sommerferien geschlossenen Obdachlosenküche.

Das Stadtbild von Kreuzberg ist von Ausländern geprägt, vor allem von Türken: Die Cafes, in denen die Männer sitzen, die Kopftücher, die sich die Frauen umhängen. Ich kam mir vor wie in einer orientalischen Stadt - wäre die Architektur nicht so typisch nachkriegsdeutsch, das Wetter nicht so typisch deutschsommerlich und die Mischung mit anderen

Bevölkerungsgruppen nicht so typisch postmodern-mitteleuropäisch gewesen.

Mitten in diese Tage platzte die Nachricht, daß die baden-württembergische Kultusministerin entschieden hatte, eine deutsch-islamische Lehrerin nicht zum Schuldienst zuzulassen, da sie darauf bestand, auch während des Unterrichts das Kopftuch zu tragen. Das Kopftuch habe sich innerislamisch als "Zeichen religiöser Intoleranz" entpuppt; man wolle den Druck auf islamische Mädchen an deutschen Schulen nicht weiterverlängern - so die Begründung der Entscheidung. Ein Mitbruder, der schon länger in Kreuzberg wohnte, erzählte mir, daß sich das Kopftuchtragen bei den türkischen Frauen in Kreuzberg seit den Tagen verstärkt hätte, als zum ersten Mal ausländischerfeindliche Parolen im öffentlichen Leben auftauchten. Wie muß ein solches Urteil auf die türkischen Frauen in Kreuzberg wirken? Was ist das für eine „abendländisch-christliche Kultur“, die da gegen Kopftücher verteidigt werden muß? Wer vertritt sie, wer darf sie für sich in Anspruch nehmen?

4

"Uwe", Schüler in Magdeburg, ist sehr erstaunt, daß ich ihm widerspreche. Er meint, daß Religion dazu da sei, Menschen für das ewige Leben zu verträsten. Marx war auch dieser Meinung gewesen. Doch im Unterschied zu Marx meinte Uwe, daß es gut sei, wenn es so eine Verträstung auf das Jenseits gebe; ohne Opium lasse es sich nicht leben.

5

"Rita" sitzt neben mir und weint. Sie gehört zu einer geistlichen Gemeinschaft, die sich mit anderen geistlichen Gemeinschaften und Neuaufbrüchen in der katholischen und evangelischen Kirche getroffen hat, um gemeinsam zu beten und um über Erziehung nachzudenken. In einem Gesprächskreis waren sie auf die Frage gestoßen, ob zu religiöser Erziehung auch Autorität gehört - und wie sich eine gute Autorität von einer schlechten Autorität unterscheidet. Meine These zu diesem Thema lautete: "Immer wenn Du das Gefühl hast, daß Du etwas, was Du wirklich denkst, nicht sagen darfst, weil Du sonst Ärger bekommst, stimmt etwas mit der Gruppe oder mit der religiösen Autorität nicht."

Rita war nach dem workshop zu mir gekommen, um sich auszusprechen. Sie hatte sichtlich Angst. Denn was sie mir zu sagen hatte, machte ihr Angst: "Ich habe manchmal das Gefühl, daß ich in eine Sekte geraten bin. Als ich dieses Gefühl einmal in meiner Gruppe geäußert habe, waren alle entsetzt und haben für mich gebetet, daß ich nicht vom rechten Weg abgebracht würde." Rita hat zusammen mit ihrem Mann ihren ganzen Besitz an die geistliche Gemeinschaft vermacht. Aber mehr als vor dem Verlust des Besitzes hat sie Angst davor, daß sie das Gefühl nicht los wird. Sie fühlt sich schon jetzt als "Sünderin" und hat Angst vor der Verurteilung, wenn in der Gruppe ruchbar wird, daß sie ihren sündigen Gedanken immer noch nicht beseitigen konnte.

II

Ein zwischen zwei Kulturen und Religionen zerrissener koreanischer Junge. Ein dem Buddhismus zugeneigter englischer Manager. Eine Muslimin in Deutschland, die ihren Beruf nicht ausüben darf. Ein ostdeutscher Jugendlicher, der Religion als Verträstung bejaht. Eine Ärztin, die nach geistlicher Erneuerung sucht und nun Angst davor hat, in einer "Sekte" angekommen zu sein - das sind Momentaufnahmen aus einer unübersichtlichen religiösen Gemengelage in einer

"nachchristentümlichen Gesellschaft". Ich möchte die Erfahrungen der Reihe nach bedenken:

1

Die Verschiedenheit der Religionen ist eine schmerzliche Erfahrung. Das hängt wesentlich damit zusammen, daß Religionen eng mit Kulturen verbunden sind. Verschiedenheit der Religionen bedeutet auch immer Verschiedenheit der Kulturen. Solange wir ein eher äußerliches Verhältnis zur Religion und zu anderen Religionen haben, ist es leicht, von einem freundlichen Miteinander zu sprechen, rationalistischen Träumen von einer Einheitsreligion nachzuhängen und das Fremde "interessant" zu finden - so wie Touristen ferne Länder und fremde Völker "interessant" finden. Doch die Menschen, die in einer religiös pluralen Welt aufwachsen, erfahren die Religionen als unterschiedliche Kulturen, die sie zerreißen können: Wo gehöre ich hin? Wer gehört zu mir? Wo darf ich so „wir“ sagen. Was ist meine Kultur? Was sind meine persönlichen religiösen Grundlagen? Was sind die religiösen Grundlagen meiner Kultur?

2

Die Menschen in einer religiös pluralen Welt suchen nach einem Erfahrungsweg zu Gott: Wo kann ich Gott begegnen? Was muß ich tun, wenn ich Gottes Geist in meinem Herzen erspüren will? Wie kann ich mich für die Würde des Menschen, den tiefen Sinngrund seines Lebens einsetzen? Wo erfahre ich, daß es diese Würde gibt, die mich mit einer Welt verbindet, die mehr enthält als die vollen Regale unserer Einkaufszentren und die Glücksversprechen der Werbung; in der andere Gesetze gelten als nur die von Leistung und Lohn; wo die ängstlich abgeschirmten Privaträume nicht mehr nötig sind, weil eine größere Liebe und Einheit der Menschen untereinander erlaubt und möglich ist; wo die Schweigemauern zwischen Menschen durchbrochen werden und das Geplapper und Getratsche des täglichen Betriebes verstummt? Der Hinweis meines buddhistischen Freundes könnte mir helfen, einen blinden Fleck am Christentum zu sehen, wie es sich heute zeigt und auch mir immer mehr zeigt: daß es zu begrifflich von Gott spricht; daß es mir keinen Erfahrungsweg weist; daß es mir mit Lehrsätzen und mit einem festen Richtig-falsch-Schema vorschreibt, was ich zu erfahren habe, wenn ich Gott erfahre. Aber ich will nicht bei der Kritik stehen bleiben. Vielleicht hilft mir der Hinweis, die eigenen mystischen Traditionen im Christentum zu entdecken; dem "Weg" zu trauen, den Jesus weist, und ihn als einen Weg zu begehen, auf dem ich eigene Erfahrungen machen darf. So kann mir das Kennenlernen anderer Menschen mit einer anderen Religion helfen, meine eigene Religion besser zu verstehen und ernster zu nehmen.

3

Wer sich zu seiner Religion öffentlich bekennt ist bereit, sich selbst dafür zu riskieren. Die muslimische Lehramtsanwärterin riskiert für ihr Kopftuch ihre Karriere. Der Makkabäer läßt sich lieber foltern und töten, als Schweinefleisch zu essen. Dieses „riskieren“ zeigt, daß es dem religiösen Menschen nicht um etwas Beliebiges geht. Er wird sich auch nicht auf ein rein subjektives Selbstverständnis zurückziehen können - seine Wahrheit sozusagen privat machen. Er wird sich vielmehr vor den anderen zu ihr bekennen. Um es mit einem Gleichnis Jesu zu sagen: Wer sein Hab und Gut verkauft, um von dem Erlös eine Perle zu erstehen, geht nicht nur einer privaten Narretei nach - selbst wenn die

Welt es so sehen mag -, sondern seiner Oberzeugung, daß es sich um eine Perle handelt und daß sie mehr wert ist als alles, was er oder sie hat.

4

Wegen der Würde des religiösen Bekenntnisses muß ich an dieser Steile Widerspruch einlegen gegen das, was ich in meiner privaten Sprachregelung die „Funktionalismus-Religion“ nenne. Sie ist der Typ von Religion, der ebenso in der Bibel wie im Islam, in der klassischen Philosophie wie in den großen Religionen der Kritik unterzogen wird. JHWH „ICH BIN DA“ ist kein um-zu-Gott. Er ist kein Fruchtbarkeitgott, der für die Felder zuständig ist. Er ist kein Kriegsgott, der für die militärischen Siege zuständig ist. Er ist kein Therapiegott, der für Gesundheit zuständig ist. Natürlich kommt alles von ihm - auch Fruchtbarkeit, Sieg und Therapie. Aber er kann damit nicht begriffen und für diese Funktionen zuständig gemacht werden. Er dient nicht Funktionen, sondern Funktionen dienen ihm. Derzeit findet eine seltsame Umwertung der alten atheistischen Theorien statt, deren Hauptargument gegen die Religion ja gerade die Entlarvung ihrer "eigentlichen" Funktion war. Marx zum Beispiel meinte, daß Religion Opium des Volkes sei. Aber er sagte das, weil er meinte, der Mensch müsse von diesem Opium befreit werden. Das war sein Bekenntnis zum Menschen. Die Tendenz verkehrt sich nun. Religion wird zwar immer noch als Opium angesehen - aber als ein unverzichtbares, notwendiges: die Menschen „brauchen“ Religion, um sich gegenseitig und die Gesellschaft als Ganze von zu hohen Heilserwartungen zu entlasten; um Werte zu stabilisieren; um mit dem Tod umzugehen; um Urvertrauen und psychische Gesundheit zu gewinnen. Soziale, therapeutische und auch pädagogische Funktionen umgarnen die Religion. Das Wahrheitskriterium wird in Wahrheit so zu einem Funktionskriterium: Religion ist gut, insoweit sie die erwünschten Funktionen erfüllt; sie ist abzulehnen, insofern sie diesen Funktionen nicht dient. Aber auch hier gilt es, nicht zu verteufeln. Wenn Menschen in ihrer Begegnung mit Gott Heilung, Stärkung und "Fruchtbarkeit" suchen, so ist das kein Grund, sie schlecht zu machen. Jesus sprach in seiner Predigt und in seiner täglichen Praxis auch die tiefen Bedürfnisse der Menschen an. Es kommt nur darauf an, die „Geister zu unterscheiden“. Heilung, Stärkung und Fruchtbarkeit sind Geschenke Gottes, die wir nicht machen, sondern die uns von einem Gott geschenkt werden, der selbst in seinen Gaben erkannt und anerkannt werden soll. Gott ist ein Freund des Lebens - allerdings keine todsicher funktionierende Lebensversicherung. Auch diese Erfahrung mußte Jesus machen.

5

Ich möchte die „Religiösen“ nicht durch den Begriff des "Bekenntnisses" gegen Kritik immunisieren, nach dem Motto: „Je radikaler, um so besser.“ Zum Menschen gehört, daß er oder sie nicht allein ist; das zeigt sich vor allem in der Vernunft als. der Fähigkeit, sich mit anderen zu verständigen. Das Geheimnis, welches wir Gott nennen, ist nicht nur "mein" Gott, sondern immer auch „dein“ und „sein“ oder „ihr“ Gott. Das bedeutet, daß sich der religiös bekennende Mensch auch den Anfragen von außen stellen muß, wenn er sich selbst und sein Bekenntnis wirklich ernst nimmt: "Lege Rechenschaft ab über deinen Glauben. Lege auch Rechenschaft ab über deine Glaubenspraxis." Er wird sich auch innerhalb des religiösen Prozesses seinem Gegenüber stellen. Immunisierungstendenzen kommen oft aus dem Sicherheitsbedürfnis. Sicherheitsbedürfnis kann für die Religion gefährlich werden. Wenn die Religion vollzogen wird, um darin Sicherheit zu erleben, ist sie letztlich nichts anderes als eine Form er funktionalistischen Religion:

"Ich bin radikal, weil ich mich so am sichersten fühle. Ich immunisiere mich gegen die Fragen der Vernunft, weil die Vernunft mich verunsichert. Ich schließe mich gegen Anfragen anderer Konfessionen und Religionen ab, weil sie mich in meinem religiösen Vollzug stören." Solche Religion kann nach außen hin sehr selbstbewußt und überzeugungsstark aussehen - innerlich ist sie ausgehöhlt und schwach, weil sie ein Produkt der Angst ist. Und sie kann Menschen unfrei machen, weil die Angst nicht frei macht, sondern das Gegenteil davon bewirkt.

Aber auch auf solche religiösen Gruppen, die dazu neigen, sich gegen die Außenwelt zu verschließen und aggressiv auf die „moderne Welt“ zu reagieren, kann man nicht nur mit Abwehr reagieren. Sie haben Anliegen, die entdeckt werden wollen. Sehr vorschnell werden oft Gruppen als „fundamentalistisch“ abgestempelt, die zuerst einmal nur versuchen, ihren Glauben ernst zu nehmen und entsprechend zu leben - nicht nur zu bestimmten Festzeiten und an Wochenenden, sondern im Alltag. Wenn man diese Anliegen ernst nimmt, dann hat man auch ein Recht, an ihnen Kritik zu üben, wo sie die Freiheit und die Vernunft des einzelnen ausblenden, um ein intensiveres Einheits- und "Richtigkeits"-Gefühl zu produzieren.

III

Von "Kim" habe ich gelernt, daß die Verschiedenheit der Religionen und Kulturen eine schmerzhaft Erfahrung ist; von „Jim“, daß auch ich nach spiritueller Weisheit durch spirituelle Praxis suchen darf und daß "Lehre" nicht dazu da ist, Erfahrung zu torpedieren; von der muslimischen Lehramtsanwärterin, daß religiöses Bekenntnis zur Öffentlichkeit hin tendiert; von „Uwe“, daß der alte „Baal“, der "Zuständigkeitsgott", immer wieder mächtig ist; von "Rita", daß Religion eine autoritäre, versklavende Schattenseite haben kann. Ich kann die Frage nach der Zukunft und den Perspektiven des interreligiösen Dialoges nicht von oben betrachten, denn ich mache mich immer als Christ, als Buddhist, als Muslim, als Suchender auf den Weg, nicht als der Stratege eines Konsenses von oben her. Als Christ wird mich die religiöse Frage und Erfahrung des anderen religiösen Bekenntnisses immer interessieren, nicht aus bloßer Neugierde, sondern weil ich darin den je größeren Gott entdecken darf. In der Nachfolge Jesu darf dies auch zu Grenzüberschreitungen führen, selbst dann, wenn sie nach innen hin, in den eigenen Reihen, zu Bedenklichkeiten und Ablehnung Anlaß geben.

Jesus hat selbst solche Grenzüberschreitungen riskiert. Er suchte Menschen anderer Kulturen auf (z.B. Joh 4) und ließ sich sogar von einer heidnischen Frau belehren und von ihrem Glauben beeindruckt (Mt 15,21-28). Auch die Apostel mußten sich nach dem Tod und der Auferstehung Jesu um den Preis einer großen Auseinandersetzung auf die Kultur und religiöse Sprache von Nicht-Juden einlassen, und sie taten dies mit Berufung auf den Geist Jesu (vgl. Apg 15,28). Die Theologen der alten Kirche reagierten auf die Philosophie Platons nicht nur abwehrend, sondern nahmen ihre religiösen Erfahrungen ernst und brachten sie mit Gott in Verbindung. Im Mittelalter ließen sich Christen auf die Weltsicht des Aristoteles - die aus den islamischen Ländern nach Europa importiert wurde - ein und machten sie für das eigene Reden von Gott fruchtbar. Die Franziskaner und Dominikaner nahmen angesichts einer reich und unbeweglich gewordenen Kirche die Kritik und die Anliegen häretischer Gruppen auf und realisierten sie in ihrem eigenen Ordensleben. Ignatius von Loyola saß im Inquisitionsgefängnis, weil er sich auf innere Erfahrungen einließ, die ihn offensichtlich in die Nähe der verdächtigen "Allumbrados" brachte.

Letztlich hat das Christentum immer aus solchen Grenzüberschreitungen Leben und Erneuerung gewonnen. Vorbilder dafür gibt es viele. Wenn wir als Christen andere Menschen einladen, zu uns zu kommen und Grenzen zu überschreiten, um uns

kennenzulernen, so können wir das nicht nur im Sinne einer Einbahnstraße tun. Es gibt auch in unseren westeuropäischen Gesellschaften genug Fremde, auf die wir aufmerksam zugehen können - politische Gruppen, Ausländer in unserem Lande, Weltanschauungen und Philosophien. Entscheidend ist die Haltung, in der wir ihnen begegnen - dann werden wir auch in der Begegnung mit ihnen für unseren Glauben viel lernen können, ohne so werden zu müssen wie sie.

Klaus Mertes SJ

in: WERKHEFT - Gemeinschaft Christlichen Lebens 1/1999